



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Festenberg, Adam von: Ein Fahrt in den Orient : (Fortsetzung) 8. Eine Parade am Bosphorus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

8. Eine Parade am Bosphorus.



Als eroberndes Volk, als ein Volk in Waffen sind die Türken in die Geschichte eingetreten. Im Gegensatz zu derjenigen Lehre, welche die Friedensbotschaft den Völkern der Erde verkündete, predigt der Islam Krieg und Ausrottung der Ungläubigen, und so lange dieser kriegerische Fanatismus vorhielt und die zusammengeballte Macht der Khalifen dem zersplitterten Europa gegenüberstand, war der Halbmond siegreich und stark. Auch heute noch wird an der alten Überlieferung, wonach jeder Türke waffenpflichtig ist, festgehalten, aber der stolze Satz, welcher diese Waffenehre den ungläubigen Unterthanen der Pforte verweigerte, ist für das Reich verhängnisvoll geworden. Einerseits verschlingt das Heer fast alle Erträgnisse des Landes; neben den Palästen der Sultane und den Moscheen des Propheten giebt es am goldnen Horn nur noch eine Art von Prachtbauten, das sind die Kasernen. Da ist keine Budgetkommission, welche Abstriche macht, und kein Parlament, welches die verschwenderischen Baupläne vereinfacht. Wenn früher jeder Sultan eine Moschee baute, so hielt jeder der letzten Herrscher es für nötig, mindestens eine neue Kaserne zu errichten, und obwohl gewiß kein Mangel daran ist, so hat doch der jetzige Sultan beschlossen, in der Nähe seines Palastes Silbis Kiosk wiederum eine Kaserne zu bauen. Andererseits erschöpft aber die Armee auch den Menschenbestand. Mehr als zwanzig Prozent der mohammedanischen Bevölkerung werden ausgehoben und so lange bei den Waffen gehalten, als Not am Mann ist. Die Rekrutirung geschieht ohne System, je nach dem Bedarf und durch das Loos, sodaß auch die einzige Stütze der Familie

Grenzboten IV. 1887.

unter die Fahnen muß, rücksichtslos und unerbittlich. Einstimmig ist das Urtheil über die Bravheit und Tüchtigkeit des türkischen Soldaten, der ja auch in dem letzten Kriege glänzende Beweise seiner militärischen Tugenden geliefert hat. Er ist zufrieden mit einer bescheidenen Nahrung, Sold erhält er so gut wie nie, und auch die Offiziere darben so lange, als es ertragen werden kann, und das reicht bei der geduldigen und phlegmatischen Natur des Orientalen eine geraume Zeit. Ihnen ist aber der Dienst nicht bloß ein Opfer für das Vaterland und den Monarchen, sondern gleichzeitig die Erfüllung einer religiösen Pflicht, und im Kampfe gegen die Ungläubigen fallen, heißt sich einen Platz im Paradiese erwerben. Fehlt nun auch den Truppen jene Strammheit und Disziplin, wie sie die Grundpfeiler des preussisch-deutschen Heeres sind, entbehrt auch das Offizierkorps jenes Ehrgefühls, welches bei uns diesen Stand so auszeichnet, und besteht auch nicht die Wechselwirkung zwischen Volk und Armee, die bei uns beide fast zu einer Einheit verschmilzt, so ist doch das türkische Heer achtunggebietend genug, um für die deutschen Offiziere ein willkommenes Versuchsfeld für ihre Reformen zu bilden. Jedenfalls ist die türkische Armee eines bessern Lohnes wert, als sie unter der türkischen Verwaltung genießt, und es ist das Streben Abdul Hamids, ihr jene Besserung zu verschaffen, welche Preußen und Deutschland groß und mächtig gemacht hat — ein Streben, das sich zur Zeit freilich in den ersten Versuchen befindet und dem Alttürkenthume gegenüber sich noch zu behaupten haben wird.

In Konstantinopel selbst steht eine sehr ansehnliche Truppenmacht, wenn auch ihre Zahl dem Seraskierat nicht immer bekannt sein mag. Auf den Straßen wimmelt es von Offizieren und Soldaten, in den Kasernenhöfen hört man unausgesetzt Trompetensignale und Exerzitien, aber zu Gesicht bekommt man einen Teil dieser Truppen nur am Freitag, wenn der Sultan bei dem sogenannten Selamlık sich von seinem Palaste zur Moschee begiebt. Der Freitag ist der türkische Ruhe- und Festtag, und an diesem muß der Khalif, soll er nicht an seiner religiösen Würde Einbuße erleiden, ein Gebet öffentlich in einer Moschee verrichten. Die frühern Sultane wechselten mit dem Besuche der Moscheen, und benutzten die Gelegenheit, sich ihrem Volke zu zeigen, das sonst den Herrscher der Gläubigen nicht zu Gesicht bekommt. Der gegenwärtige Sultan, auf den das tragische Ende des ermordeten Abdul Aziz einen tiefen Eindruck gemacht hat und der auch noch in dem entthronten Murad einen Nebenbuhler fürchtet, vermeidet es, in die große Öffentlichkeit zu treten. Er benutzt für seine Freitagsandachten die Moschee am Tschiragan, die Medschidje, welche sich nur wenige Schritte von dem Garteneingange seines Kioskes befindet. Dorthin nahm mich am gestrigen Freitag einer unsrer lebenswürdigen, jetzt in türkischen Diensten befindlichen Landsleute mit. Er stellte mich einem Adjutanten des Sultans vor, und dieser, dem ich meine Visitenkarte — ich weiß nicht, zu welchem Zwecke — einhändigen mußte, führte mich in die Hauptwache

vor der Moschee, sodaß ich das Schauspiel bequem betrachten konnte. Es dauerte eine ganze Zeit, ehe sich die Truppen versammelt hatten, deren Haltung freilich auf ein preußisches Auge befremdend wirkt; von peinlicher Keilichkeit ist nichts zu spüren, das Riemenzeug sitzt kreuz und quer, und der Fez wird bald nach hinten, bald nach der Seite getragen. Dazu wird, so lange nicht Stillgestanden kommandirt wird, gemüthlich geraucht und geplaudert; Verkäufer von Wasser und Gewaaren drängen sich in die Reihen und finden mit ihren Waaren schnellen Absatz. Adjutanten des Sultans mit goldnen Briefträger-taschen spazieren auf und ab und nehmen etwaige Bittschriften in Empfang. Endlich naht der feierliche Augenblick; die Gartenthüren springen auf, die Musik läßt ihre weichen Molltöne erklingen, die spalierbildenden Truppen präsentiren das Gewehr mit der linken Hand, während die Rechte zu dem poetischen Gruß für den Sultan frei bleibt, jenem allgemein üblichen orientalischen Gruß, der die Hand von der Erde nach Herz, Mund und Kopf bewegt, um anzudeuten, daß der Grüßende den Staub von den Füßen des Begrüßten aufhebt, ihn an sein Herz bringt, küßt und auf das eigne Haupt legt. Aus den Pforten treten zunächst die militärischen Würdenträger, die Helden des letzten Krieges, der Ghazi Osman, dann Derwisch Hussein, Fuad, Mukthar Pascha, ihnen schließt sich unser Landsmann Drygalski Pascha an, und darauf folgen die neu in die Türkei kommandirten deutschen Offiziere: der Ferik Kaehler Pascha, welcher als Nachfolger unsers berühmten Feldmarschalls Moltke zur Reorganisation des Generalstabes berufen ist, der General von Schilgen, dem die Aufgabe zugewiesen ist, in die türkische Armeeverwaltung den Geist preußischer Ordnung und Sparsamkeit zu verpflanzen, und der Oberst von Häuser, Aneiphöfer, Secky-Bey und wie sie alle heißen. Endlich erschien auf einem prachtvollen Schimmel Abdul Hamid, von zwei Obersten mit Weihrauchfassern empfangen; im Gegensatz zu den goldstrotzenden Uniformen der Offiziere trug der Sultan die Stambulina, den schwarzen, bis an den Hals zugeknöpften Rock mit einem großen Ordensstern — eine vornehme Gestalt mit einem durchgeistigten Gesichtsausdruck. Er berief Osman und Derwisch Pascha zu seinen Seiten und plauderte mit ihnen, während er den Gruß und den Ruf der Soldaten: Padischah tschok jascha (Lange lebe der Padischah) in der oben geschilderten Weise erwiederte. Ihm folgte, ebenfalls zu Pferde, die gedrungene Gestalt seiner schwarzen Hoheit, der Beram Aga, der die hohe Würde eines „Vorstehers des Hauses der Glückseligkeit,“ d. h. des Ober-Eunuchen des kaiserlichen Harems, bekleidet und deswegen den Titel „Hoheit“ führt, welcher neben ihm nur noch dem Premierminister und dem ersten geistlichen Würdenträger, dem Scheik ul Islam, zusteht. Prächtig gekleidete albanesische Palastdiener in reichen roten, goldgestickten Uniformen bildeten den Schluß. Das Gebet des Sultans in der Moschee dauerte etwa zwanzig Minuten, dann trat er hinter ein mit Jalousien dicht verschlossenes Fenster, von wo aus er dem Auge nicht erreichbar ist, und sah dem Vorübermarsch

der Truppen zu. Dieser erfolgt, ohne den strammen Tritt des preußischen Parademarsches, in der nachlässigen französischen Weise. Bemerkenswert war von den verschiedenen Regimentern ein solches, welches mit Einschluß des Obersten und aller Offiziere aus Negern bestand, die sich auch noch dadurch auszeichneten, daß sie um den Fez einen grünen turbanartigen Wulst trugen. Dem Regiment voraus gingen vier schwarze Sappeure, wahre Hünengestalten mit malerischem, wildblickendem Gesicht, würdig, von einem Horace Vernet gemalt zu werden. Den Schluß bildete das tscherkessische Reiterregiment, gleich ausgezeichnet durch die Schönheit der Pferde wie der Menschen. Dem Sultan war unterdes das Pferd sowie ein zierlicher, ihm vom deutschen Kaiser geschenkter Wagen vorgeführt worden; er wählte den letzteren und fuhr selbst kutschierend im Trabe in den Garten zurück, hinter ihm folgten Offiziere und Palastbeamte auf inzwischen herbeigeholten Pferden in rasendem Galopp. Drinnen soll es in alttürkischer Weise recht wild hergehen, denn jeder sucht von dem Sultan bei dessen Aussteigen noch einen Blick oder Gruß zu erhaschen, und so drängt rücksichtslos einer den andern. Man springt von den Pferden, und diese, um welche sich niemand kümmert, rasen wild in dem Garten umher, sodaß eine solche Sultanbegleitung für den nicht in türkischer Zivilisation erzogenen nicht ohne Gefahr ist. Aber das Kismeth ist hierzulande von einer ganz merkwürdigen Geduld, bis sich auch für die Bewohner des goldnen Horns das Goethische Wort erfüllt:

Aber sie treibens toll,
 Ich fürcht', es breche,
 Nicht jeden Wochenschluß
 Macht Gott die Feste.

9. Umgebungen. — Bujukdere. — Ein türkisches Theater. — Beglerbeg.

Wem Gewühl, Lärm und Hitze, Schmutz und Geruch das Leben in Pera unerträglich machen, der besteigt einen Dampfer und findet sich in kaum einer Stunde in einer der Villeggiaturen, ähnlich denen, wie sie der Genfer oder Comer See so entzückend dem Fremden zu bieten pflegen. Wir folgten gern einer solchen Einladung in der Hoffnung, von den vielen Anstrengungen der letzten Tage einmal der Ruhe zu genießen. Nach dem Selamlık war es erfrischend, als uns der Dampfer von Pera in den Bosphorus führte; er hielt sich ganz nahe dem europäischen Ufer und gab uns Gelegenheit mit Muße zu betrachten, was unter den vielen auf uns einströmenden Eindrücken der ersten Einfahrt nur flüchtig hatte gestreift werden können. Die prächtigen Paläste von Dolma-Bagtsche und Tschiragan mit ihren zahlreichen Haremlik's ließen uns nicht vergessen, daß wir uns noch im Orient befinden, namentlich der letztere nicht, der, unnahbar von Patrouillen und Wachen umgeben, dem entthronten Murad V. zum Aufenthalt dient. Mag auch inwendig eine Pracht herrschen,

wie sie der kostbaren äußeren Fassade entspricht, die Entbehrung der Freiheit kann auch durch den Blick auf die blauen Fluten des Bosporus und der grünen Berge Asiens nicht ersetzt werden, aber freilich nur demjenigen nicht, welcher diese Entbehrung fühlt! An diesen Palast schließen sich in bunter Reihe türkische und griechische Dörfer, die Konaks der Paschas und die Willen der levantinischen Bankiers an, bis man sich in Therapia der internationalen Gesellschaft des diplomatischen Korps nähert. Hier und in Bujukdere befinden sich die Sommerresidenzen der Botschafter und Gesandten, hier herrscht ganz europäisches Leben, und Hotels nach Art der Schweizerhöfe lassen vergessen, daß man am Bosporus ist. Beide Dörfer lehnen sich an schön bewaldete Berge und bieten durch mannichfaltige Spaziergänge zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, durch Wasserfahrten auf Raiks und Barken abwechselnden Genuß. Man muß gestehen, daß diese Sommerpaläste, wenn sie auch größtenteils nur aus Holz gebaut sind, dem Türken eine Anschauung von der Macht der hier vertretenen Nationen gewähren müssen, und wer in dieser Hinsicht etwas schwerfällig von Begriffen sein sollte, dem öffnet den Verstand ein Blick auf die Kriegsschiffe, von denen jede Großmacht eines zur Verfügung ihrer Botschafter hält. Mächte, die keine Flotten haben, müssen sich freilich auch ohne solchen Schutz behelfen, werden aber über die Achsel angesehen und müssen es sich gefallen lassen, wenn man z. B. das schwimmende Leuchtschiff scherzweise den Schweizer Stationär nennt. In Therapia wohnen die Botschafter von England, Frankreich und Italien, und irre ich nicht, so versammelte sich hier auch die letzte Konferenz zur Lösung der ägyptischen Frage. Seit 1880 hat auch die deutsche Botschaft durch die Freigebigkeit des jetzigen Sultans den schönen und ausgedehnten Park von Therapia zum Geschenk erhalten, aber auf demselben noch kein Gebäude errichtet, sondern wohnt in Bujukdere, in der Nachbarschaft von Rußland und Griechenland, in einem schön gelegenen Hause zur Miete. Wir kamen zwar noch vor Untergang der Sonne in Bujukdere an und beeilten uns, hinauf auf die Anhöhe zu gelangen, um den Scheidegruß der Sonne an das Schwarze Meer und an den Bosporus gleichzeitig zu erhaschen. Allein für diesen Abend weigerten sie uns diese Günst, welche sonst allen Glücklichen unvergessen sein soll. Aber es blieb auch ohne dies noch genug des landschaftlichen Schönen übrig, um so mehr, als der Glanz des Mondes wieder gut machte, was uns seine mächtige Vorgängerin verweigerte.

Als wir dann mit unsern dortigen Freunden in dem luftigen, mit türkischen Polstern und Teppichen ausgestatteten Salon speisten, da tönte aus dem deutschen Kriegsschiff das bekannte Signal der Abendwache und belehrte uns, daß wir auch fern von der Heimat nicht fremd und schutzlos seien, sondern daß der mächtige Arm des Vaterlandes selbst am goldnen Horn zur Verteidigung seiner Landesfinder bereit sei.

Es war uns diesen Abend aber noch ein Kunstgenuß vorbehalten. Etwa

nach zehn Uhr bestiegen wir eine Barke und fuhren über das stille Meer nach einem benachbarten Türkendorfe, wo unter freiem Himmel eine armenische Truppe die dramatische Kunst vertritt, vor einem nur aus Einheimischen bestehenden Publikum von Männern und etlichen griechischen und armenischen Frauen. Gleich der Eintritt war bezeichnend; man forderte kühn von uns Europäern das Doppelte des angezeigten Eintrittsgeldes, ging aber bald auf die Hälfte desselben herab, als ein türkisch sprechender Gefährte diese Forderung in unverblümter Weise bezeichnete, ja man wurde so unterwürfig, daß man einige von den Zuschauern wegjagte, um uns bequeme Plätze zu verschaffen. Man stellte unter Musikbegleitung eine tragische Pantomime dar, in welcher ein stets mit Szepter, Krone und Hermelin auftretender König von einem Bösewicht sich zur Verstoßung seines treuen Ministers und zur Verdächtigung der Königin hinreißen ließ. Es waren kurze Szenen, in denen fast alle verhaftet wurden, worauf jedesmal der Vorhang fiel, sodaß dieser eigentlich der am meisten in Bewegung gesetzte Teil des Theaters war. Natürlich siegte zuletzt die Unschuld, die Tugend wurde belohnt und der Intrigant hingerichtet. Der Akt der Hinrichtung wurde mit großer Naturwahrheit dargestellt, man sah ein Schaffot, durch welches der Bösewicht sein mit einem blutigen Band umwundenes Haupt gesteckt hatte, so daß man glauben mußte, er sei von dem Kumpfe getrennt. Daneben stand ein grausam ausschauernder Henker mit dem fürchterlich blitzenden Beil. Höchst merkwürdig war aber die musikalische Begleitung dieser tragischen Szenen, welche durch allerlei deutsche Volkslieder und Gassenhauer noch in ihrer Bedeutung gesteigert wurden, und im Gegensatz zu dem ernst und gemessen dastehenden Publikum konnte unsre laute Heiterkeit nicht mehr zurückgehalten werden, als die Musik die Hinrichtung mit dem Liede „Ich bin der kleine Postillon“ begleitete. Nach der Pause folgte noch eine gesprochene türkische Posse, die damit begann, daß ein Polizist gesoppt und verhöhnt wurde. Aber da unser Verständnis doch nur mangelhaft war und die Zeit längst die Mitte der Nacht überschritten hatte, so verließen wir diesen Tempel der Kunst und kehrten nach Bujukdere zurück, wo ein Teil von uns der Gast Gambettas, d. h. nicht des großen Politikers, sondern eines jedenfalls guten Gastwirts, war.

Wir hatten immer so viele Paläste, Kiosks und Konaks von außen gesehen, daß der Wunsch in uns rege wurde, auch einmal in das Innere dieser Herrlichkeiten zu gelangen. Freilich denjenigen Teil zu sehen, der mit einer den Frauen so schmeichelnden Bezeichnung poetisch das Haus der Glückseligkeit genannt wird, wird höchstens Helden in Schauerromanen gewährt oder Theaterbesuchern in Mozarts Entführung aus dem Serail. Zu so kühnen Abenteuern waren wir alle nicht aufgelegt, uns genügte es schon, einen unbewohnten Palast zu besichtigen, und so wählten wir den auf der asiatischen Seite am Fuße des Bulgurlu belegenen Beglerbeg-Serail. Erst im Jahre 1864 von Abdul Aziz

errichtet, hatte er noch für uns die besondrer Anziehung, daß er von unserm Kronprinzen bei seinem Besuch, den er nach Eröffnung des Suezkanals machte, bewohnt worden war. Die von außen wie Marmor glänzende Fassade erwies sich freilich als täuschender Stuck, deswegen aber nicht als minder schwungvoll und anmutig. Die innere Konstruktion weicht vollständig von unsern Bauten ab. Große Treppenhäuser enden in den verschiedenen Flügeln und Stockwerken des Palastes ohne jede Thürverbindung in einen großen Saal. Das Treppenhäuser liegt nicht wie bei uns außerhalb der Wohnräume, sondern innerhalb derselben, dergestalt, daß sich die Treppe nach zwei Seiten abzweigt, von denen die eine Seite in das Selamlük, die andre in das Haremlük führt. Die Ausstattung zeigt reichen maurischen Stil mit bunten, in allen Farben schillernden Gobelins, Tapeten und Möbeln; aber der schönste Schmuck sind die Fenster, welche in den einzelnen Zimmern mit einem immer wieder neuen Blick auf den Bosporus und die europäische Seite abschließen und dadurch mehr als genügend die fehlenden Gemälde ersetzen. In dem Prachtsaal, welcher zu den Haremszimmern führt, befand sich in der Mitte ein ungeheures Marmorbassin mit Fontänen und Sitzen — ein Anblick, der einer lebhaften Phantasie allerlei Märchen vorgaukeln konnte, welche hier besser unerwähnt bleiben. Jetzt ist Freude und Lachen aus dem Palast gewichen, die Möbel verstauben, Spinnweben nisten sich ein, und wie alles andre, birgt auch hier der äußere Glanz den innern Verfall. Die Stimmung, in die uns der Anblick versetzte, unterstützte noch ein Leichenzug, dem wir bei unserm Ausgange begegneten: ein schmuckloser Sarg eines Knaben, mehr noch eine Kiste zu nennen, auf welcher sich ein kleiner Fez befand, wurde von Männern getragen, denen andre unter Absingung des eintönigen Glaubensbekenntnisses nachfolgten.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Die deutsche Literatur in römischer Beleuchtung. Von Dr. Richard Weitbrecht, evangelischem Pfarrer in Währingen bei Ulm. Barmen, Hugo Klein.

Diese kleine Schrift ist der erweiterte Abdruck einer Abhandlung aus den „Deutsch-evangelischen Blättern.“ Ihr Gegenstand ist zeitgemäß genug, der Verfasser bespricht die planmäßige Verunglimpfung unsrer Literatur durch katholische oder vielmehr jesuitische Literaturhistoriker und Kritiker, welche seit ein paar Jahrzehnten, namentlich aber seit etwa zehn Jahren im Gange ist. Den Zweck der ganzen ultramontanen Polemik gegen die letzten drei Jahrhunderte der deutschen Literatur faßt Weitbrecht sehr richtig in den Satz zusammen: „Der katholische Teil des deutschen Volkes soll von der gemeinsamen Bildung mit dem evangelischen Teile ausgeschlossen, er soll auf eine niedrige Bildungsstufe herabgedrückt werden.“ Aus der schon unübersehbaren Masse von Beispielen greift der Verfasser dann eine